

# Die Prüfung

Autor(en): **Ringgenberg, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 47

PDF erstellt am: **20.09.2024**

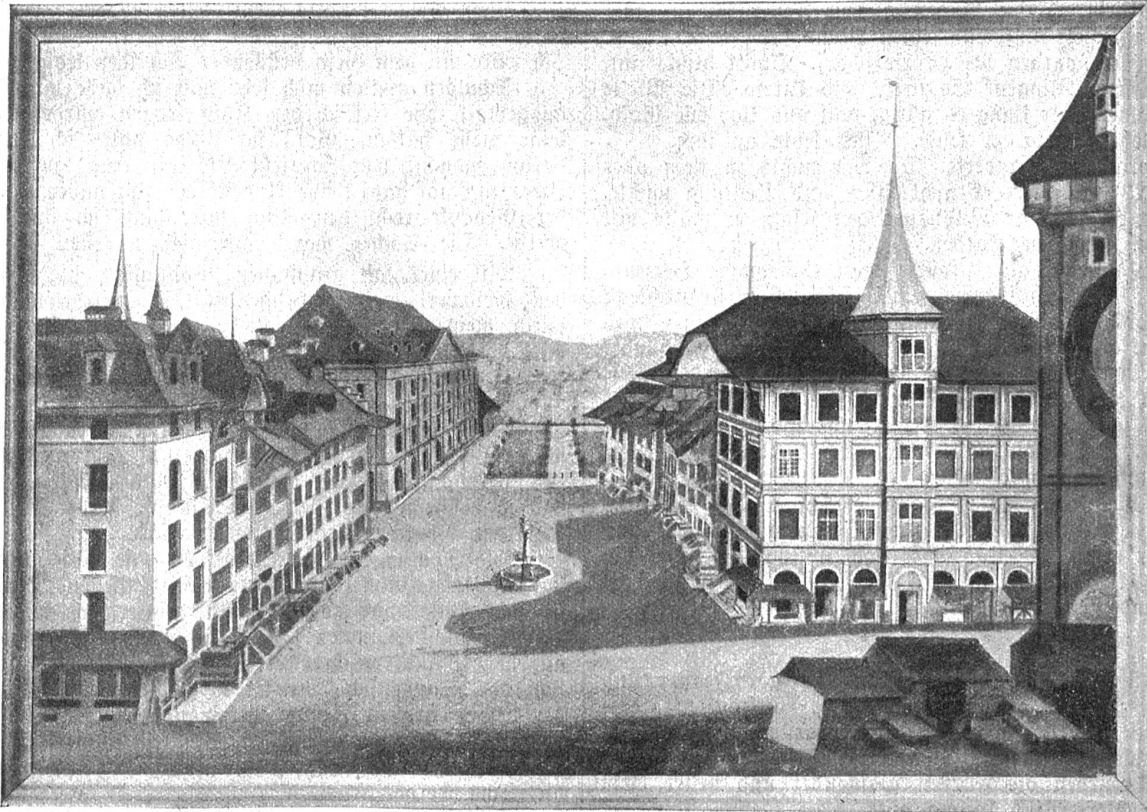
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647792>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ansicht des Kornhausplatzes von Süden aus dem Jahre 1740.

breite Laube an der Marktgaſſe, iſt aber auch nach ſeinem Umbau im Charakter im weſentlichen ſich gleich geblieben.

Der Platz aber hat ein ganz anderes, weniger ſonn-  
tägliches Ausſehen bekommen. Zur Mittagszeit drängt und  
drückt ſich hier eine eilige Menſchenmenge, drei Tramlinien  
finden und kreuzen ſich auf engem Plaze. Autos rattern  
heran und fügen ſich gehorſam den Winken des weißbehand-  
ſchuhnten Verkehrsgeſchäftigen. Der Blick nach Norden, der  
auf dem Wilde ins Leere geht, verfolgt heute die Doppel-  
linie der Kornhausbrücke und bleibt am architektoniſch ſchönen  
Abſchluß, am Verwaltungsgebäude der Berniſchen Kraft-  
werke oben auf dem Viktoriaplatz haften. Noch ſtehen die  
Sofel auf den Brückenecken ohne bildhaueriſchen Schmuck da.  
Aber eine Vorahnung von dem, was noch werden kann,  
haben wir immerhin ſchon erhalten. In abermals 150 Jahren  
werden ſie ſicher mit zum Wilde des Kornhausplatzes gehören.

## Die Prüfung.

Von Friß Ringgenberg.

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei  
Gott und Gott war das Wort. Des Menſchen Rede war  
ja und nein. Nichts mehr und nichts weniger. Sie brauchte  
kein Aufgeld. Das Wort hatte vollen Kurs.

Dann redete die Lüge ihr geſchwollen Haupt und lieb  
die geſpaltene Zunge ſpielen. Des Menſchen Blick trübte  
ſich. Sein Ohr wurde unſcharf. Er fürchtete Betrug. Die  
Lüge drückte den Goldwert des lebendigen, hellklingenden  
Wortes herunter.

Ja und Nein? Ach... Mitleidig zuckt man die Schul-  
tern. Einen Eid zum wenigſten braucht es, um dem un-  
geſchriebenen Worte Kraft zu geben und Geltung zu ver-  
ſchaffen. Hinter dem Eide muß finſterdrohend das Menſchen-  
geſetz mit ſeinen Hütern ſtehen.

Das Wort iſt zur feilen Dirne geworden. Es ſchwänzelt  
und tänzelt und äugelt und kriecht. Vielleicht lauſcht man

ihm ja ganz gern, ſo leicht hin mit halbem Ohr, wenn es  
raſch fliehet, wie ein munteres Bächlein. Liegt einem etwas  
daran, ſo ſchreibt man es nieder. Man puht es heraus,  
verziert es mit Schnörkeln, Stempeln und Beglaubigungen.  
Da: Schaut, wie es glänzt? Das goldene Kalb der Juden  
war ein Dreck dagegen. Auf! Schwerter ſchmieden, Kugeln  
gießen, Söldner dingen oder zwingen... Ha, nun iſt es  
doch wer: Schwarz auf Weiß und gewaffnet bis an die  
Zähne. Wer wagt es, an ſeine Hoheit zu rühren. Wir,  
wir haben es geſchaffen. Wir haben die loſe Dirne zur  
Königin gemacht.

Ja und Nein! Was darüber iſt, iſt von Uebel. Und  
wenn der Kübel voll iſt, dann...

\* \* \*

Ganz extra bin ich in die Stadt gefahren, um das  
lebendige Urwort zu hören.

Es war an einem frühen Herbitstag. Die Nebel hingen  
zäh und grau über die Berge herein. Flink wie der Teufel  
fuhr man unter der traurigen Decke dahin. Leute gruben  
Erdäpfel aus oder ſtunden auf Leitern im Baumgrün und  
laſen Birnen, Äpfel und Zwetschgen ab.

Endlich hielt der Zug an und ich drängte mich durch  
das haſtende Stadtgewühl. Unvermittelt und plötzlich ſtand  
ich im hohen Saale. Lichter brannten. Der Meiſter ſprach.  
Schlichte Hoheit umfloß ihn und Hunderte lauſchten.

Er hob die Hand, er rührte die Lippen. Der Herz-  
quell ſprang auf: Im Anfang war das Wort... Und das  
Wort war bei Gott. Ganz offen ſprach er es aus: Ich bin  
Gott, ja. Und du biſt Gott, und er und ſie, alle Welt iſt  
Gott. Er iſt das A und das O. Sein Arm reicht von  
Unendlichkeit zu Unendlichkeit. Muß ich ſagen Gott? Iſt  
es nicht gleichgültig, ob ich ſage Gott oder Natur oder  
Leben? Die Hauptſache iſt doch ſicher, daß ich es weiß  
und hin und darnach tue.

Er ſprach und Hunderte lauſchten. Leibhaftig und schön  
ſtand er da, mit beiden Füßen feſt auf der Erde, mitten

im Leben drin. Seine Augen glühten Feuerströmen, aber milde Gelassenheit umspielte seinen Mund.

Bisweilen wurden die Worte scharf. Spott blühte auf, wie geschliffene Klingen. Es sirrte und klirrte. Die Pfeile saßen. Immer aber klang es gütig, voll und klar wie Gold.

Ich lebe... Ja, er lebte. Alles lebte an ihm.

Er sprach, er plauderte. Da war nichts zu klein oder groß im Weltall, dem er nicht Platz und Deutung wußte. Er formte es, wie der Bildhauer den Klob; er malte mit leuchtenden, sonnigen Farben.

Ueber und in allem spürte man tieffromme Herzensfreudigkeit: Soll ich traurig sein? Soll ich mich fürchten? Ich bin doch gewiß nicht dazu da. Soll ich klagen und lamentieren, wenn ich krank bin? Krankheit ist Schand! Fort mit ihr! Dann ging er ins Praktische über:

Mein Körper ist das Instrument. Ich spiele. Ist es verstimmt, so stimme ich es. So — und so — Dann spiele ich wieder. Ich spiele und freue mich des reinen Tones. Immer muß er rein bleiben.

Ich bin reich. Der ganze Reichtum des Weltalls schlummert in mir. Warum den Schatz nicht heben und mich seiner erfreuen? Das wäre doch unklug. Ich aber bin weise und klug. Ich will stets klüger und weiser werden. Immer und stets. Ich will es. Sei dem so!

\* \* \*

Am übernächsten Morgen stand ich am Fenster und schaute zu, wie die Sonne aufging. Der Horizont war eine weiche Linie, die sich aber scharf und klar vom roten Himmel unterschied. Nachdem die zitterige Feuerugel in dieses Rot trat, wurden die Farben glänzender und heller. Ein frischer, leichter Wind sprang auf.

Unser Garten ist ziemlich groß. Ich habe viele Blumen gepflanzt und die Zwergbäume tragen dies Jahr zum erstenmal Früchte.

An jenem Morgen lag ein reicher Tau über allem. Die Sonne löste die Blätter an verblühten Herbstrosen, so daß sie wie saftiges Schneien zur Erde rieselten. Im Lebhag glänzten die reifen Brombeeren. Der Wind zupfte an den dornigen Ranken. Ihre riesengroßen Schatten tanzten über den Boden hin.

Ich spürte, wie die lichten Strahlen langsam die Luft durchwärmten. Der Wind legte sich. Da erhob sich in meinem Herz ein eigensüchtiges Wünschen. Verlangend schaute ich zum Nachbarhause hinüber.

Es steht ein gutes Stück weg, auf einem runden Hügel gebaut. Zwei hohe Pappeln stehen beidseitig der Südfront. Die mir zugekehrte Wand war halb verdeckt von Obstbäumen. Dahinter blühten die Fenster.

In diesem Hause war der Meister zu Gast. Morgen reiste er ab, weit weg, auf lange, vielleicht auf immer. Einen einzigen, kleinen Augenblick hätte ich ihn noch gerne gesehen.

Sicherlich trugen viele von denen, die ihn gehört, dasselbe Wünschen in sich. Ja gewiß, viele würden ihn mit wichtigen Fragen bestürmen und ihm lästig fallen. Ich wußte das. Es bedrückte mich. Freiwillig und gütig hatte er allen sein Bestes gegeben. Wir wollten noch mehr. Das war unverschämt.

Ich überredete aber diese warnende Stimme und brachte sie zum Schweigen: Ich wollte mich doch bloß dankbar erweisen. Sonst gar nichts, nein, nein...

Um einen handgreiflichen Beweis für die Lauterkeit meiner Gefühle aufzubringen, überprüfte ich ernsthaft, was mir von meinen kleinen Sachen das Liebste wäre. Nach langem Stöbern und Erwägen wählte ich ein kleines Bild, eine alte Platte und ein gesticktes Kissen, an dem ich unzählige Stunden gestickt.

Nun ja, ich ging und nahm die drei Sachen mit. Fest preßte ich sie unter meinen Arm. Das Gartentief knirschte unter meinen Füßen.

Mein Geschenk hatte einen realen Wert. An Liebhaber hätte ich es für einige Hundert Franken verkaufen können. Ich wäre mit dem Geld drückender Schulden ledig geworden.

Schulden quälten mich sehr und ich habe mir schon oft ausgemalt, wie frei ich den Kopf tragen würde, wenn wir keine mehr hätten. Ganz im stillen hatte ich auch schon daran gedacht, was ich jetzt bei mir trug, zu verkaufen. Zwar nur auf ganz kleine Augenblicke, fast unbewußt. Bevor der Gedanke recht den Kopf hob, habe ich ihn stets erürgt. Die Sachen waren mir viel zu teuer.

Mit einer fast grausamen Wohlflust dachte ich jetzt an den Geldwert meines Geschenkes. Sie wurde noch erhöht durch meine eingefleischte Liebe und Anhänglichkeit. Das darf ich zu meiner Ehre gestehen: Mein Geberwille war freudig. Kein Bißchen Hinterhältigkeit und kein Fünkchen Wehmut hingen daran. Ich beschwichtigte mein Gewissen damit und beschleunigte meine Schritte. Schneller fast, als ich wollte, stand ich vor dem Haus auf dem runden Hügel. Ich verschnaupte einen Augenblick und drückte dann an-dächtig bescheiden auf den Klingelknopf. Ueber den schrillen Ton der Glocke erschrak ich ein wenig.

Die Tochter des Hauses öffnete mir. Sie führte mich ins Empfangszimmer und hörte mein Anliegen. Dann nahm sie das Paket und zog die Türe hinter sich zu.

Etwas beklommen blieb ich sitzen und starrte zuerst auf den Staub, welcher auf meinen Schuhspitzen lag. Dann hob das Sonnenlicht, welches in reicher Fülle schräg durch die beiden großen Fenster hereinquoll, meine Blicke. Von meinem Stuhle aus sah ich ein Stücklein blauen See. Ueber dem jenseitigen Hügelzuge grühten weiß und unwirklich duftig die Schneeberge.

Mühsam begann ich mich auch im Zimmer umzuschauen. Ein kostbarer Perserteppich lag am Boden. Sonst war jeder auffällige Prunk vermieden. Die einzelnen Stücke der Ausstattung waren fast schlicht und sehr einfach, jedoch von gediegener Echtheit. Sie stellten zweifellos große Werte dar.

Ich maß und verglich und eine große Niedergeschlagenheit kam über mich. Während einer kleinen Weile schloß ich die Augen ganz. Ich spürte aber noch durch die Lider hindurch die große Lichtfülle, die im Raume lag. Durch die geschlossene Türe hindurch vernahm ich die gelassene Stimme des Meisters, ohne die einzelnen Worte verstehen zu können. Gleich darauf kam Fräulein Martha zurück. Sie trug mein Paket unterm Arm. Ich hätte es ihr am liebsten aus den Händen gerissen und wäre damit fortgelaufen, so schämte ich mich. Da kam aber erst das Schlimmste.

Der Meister könne mein Geschenk nicht annehmen, sagte Fräulein Martha. In ihrer Stimme klang etwas wie leiser Hohn.

Sie können es aber hier lassen — —

Ich riß die Augen weit auf und sprang mit einem Satz auf die Füße.

Hier?

Sie staunte. Dann zog sie die Mundwinkel etwas tiefer und lächelte. Es sah recht hämisch aus.

So meinte er, sagte sie leicht hin und wandte sich halb ab.

Das verwirrte mich ganz. Ich fühlte mich durchschaut, bloß und naht. Aus allen Himmeln gestürzt überblickte ich plötzlich unsere karge, wirtschaftliche Lage. Ich dachte daran, wie mein Mann sich Tag um Tag plagte und spürte doppelt schmerzlich, wie sehr mein Herz an den kleinen Sachen hing. Sie wegzugeben riß Löcher in unser warmes Nest. Sie hier lassen, damit sie täglich abgestaubt und vielleicht nach einiger Zeit verschwinden würden? Ja, es schmerzte recht tief.

Sicher hatte Fräulein Martha von der Nähe des Meisters profitiert. Sie probierte sich in seiner milden Gelassenheit und schaute zum Fenster hinaus in die Herbstsonne. Das Nachahmen stund ihr aber schlecht. Diese Ruhe kam nicht aus dem Herzen. Darum gab sie keine Wärme. Sie reizte nur auf und verwirrte. Ich betrachtete sie recht



feindselig. Dazwischen kam immer wieder das schmerzende, quälende Denken: Hier? Hier, in der prallen Fülle? Meinte er wirklich so?

Ich brachte es nicht über mich. Die Platte ließ ich zurück. Das andere raffte ich flüchtig wie ein Dieb zusammen und floh das Sträßlein zurück.

Ich floh wie von sieben Teufeln gejagt und zu Hause begann ich zu heulen.

Das ging alles so furchtbar rasch und kam wider alle Maßstäbe unerwartet. Mit einem einzigen Griff hielt er mir das Spiegelein vor, in dem ich mein Innerstes erblickte. Ich muß an den reichen Jüngling denken, der Jesus nicht zu folgen vermochte. Hinter meinen Tränen aber sehe ich den Meister gütig über mein törichtes Herze lächeln.

## Der Unheimliche.

Von Wilhelmine Bältinester.

Durch Londons neblige City fuhr Allans Automobil und hielt endlich vor dem hohen Portal seines Hauses. Schlaftrunken stieg er die Treppe empor, ließ sich von seinem Diener beim Auskleiden helfen und sank ermüdet auf das Bett. Er hatte einer langen Konferenz beigewohnt, viel Nervenkraft angespannt und mit der Fähigkeit des großen Geschäftsmannes seine Interessen gewahrt. Nun war er matt, es war weit über Mitternacht, als er einschlief.

Allan gehörte zu jenen Menschen, die bei aller Kaltblütigkeit und Verstandesschärfe einen guten Teil Idealismus bewahrt haben. In seiner Jugend hatte er einmal ein Drama geschrieben, das war nun viele Jahre her. Später lernte er einsehen, daß man die Früchte seiner Seele nicht leicht zu Geld machen kann und er wurde Geschäftsmann, einer von jenen durchdringenden kommerziellen Geistern, wie sie England oft hervorbringt.

Ein Geräusch weckte Allan aus dem ersten Schlaf. Es klang wie das Röhren eines Kobolds. Nervös fuhr Allan auf. An seinem Schreibtisch saß eine dunkle Gestalt und starrte ihn an, wie grüne Glasugeln leuchteten zwei große Augen durch das fahle Grau der Nacht.

„Was wollen Sie?“, rief Allan.

„Ihre Seele!“

„Ja — sind Sie denn verrückt? Welche Komödie spielen Sie mir da vor, Halunke?“

„Ich bin der Teufel“, sagte der Eindringling gelassen und blieb ruhig auf seinem Blatze.

Allan lachte auf. „Der Teufel! So! Sie nehmen also an, daß ich an solche plumpe Ammenmärchen glaube? Ein gemeiner Einbrecher sind Sie und ich werde Sie sogleich verhaften lassen!“

„Versuchen Sie es doch“, entgegnete der Fremde mit unheimlichem Spott. „Gespenster und Höllengeister zerrinnen in der Luft, wenn man sie anfakt... Ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihr Leben, Ihre geheimsten Entschlüsse, alles, was Sie betrifft, genau kenne. Sie stehen gegenwärtig in Unterhandlungen mit einer großen Gesellschaft für Petroleumgewinnung. Sie sind bemüht, möglichst viele Aktien an sich zu reißen. Die anderen suchen das zu verhindern, um Ihnen keine Uebermacht einräumen zu müssen. Klug und umsichtig benützen Sie den Einfluß einer schönen Frau, die Sie übrigens nicht lieben und die Lady Grace heißt. Sie sind seit langem mit der rotblonden Daisy befreundet und halten jede Ihrer Liebschaften mit feinem Geschick geheim...“

Allan war etwas unsicher geworden. „Sind Sie vielleicht Detektiv?“ erkundigte er sich vorsichtig.

Der Unheimliche lachte. „Es ist ja gleichgültig, wie Sie mich nennen wollen, gewöhnlich bezeichnet man mich als Teufel. Aber ich sehe, daß der Morgen graut. Wenn es Ihnen beliebt, werde ich Sie jetzt vom Leben zum Tode befördern.“

„Nein — es beliebt mir durchaus nicht!“ rief Allan und mühte sich um einen schwachen Rest von Humor.

„Das tut mir unendlich leid“, erwiderte der Teufel liebenswürdig. „Ich kann jedoch von meinem Vorhaben nicht abweichen. Uebrigens ist die Prozedur rasch und schmerzlos. Ich will aber gnädig sein und Ihnen eine Stunde Frist gönnen. Sind Sie etwa fromm? Dann bereuen Sie Ihre Sünden. Sind Sie sentimental? Dann schreiben Sie Ihren beiden Freundinnen Abschiedsbriefe und bringen Sie die Damen gegeneinander auf — das ist der schönste Trost für das schwache Geschlecht. Oder sind Sie vielleicht bestrebt, auch nach Ihrem Tode für interessant zu gelten, dann skizzieren Sie Ihre Memoiren... Eine Stunde also!“ Er erhob sich, stand mit einem leichten Sprung neben Allans Bett, hielt seinem Opfer etwas unter die Nase und schien im Dunkel zu zerrinnen. Allan fühlte sich von Schwindel erfaßt und verlor das Bewußtsein.

Es war heller Tag, als er erwachte. Verwirrt rieb er sich die Augen und besann sich auf die seltsamen Erlebnisse dieser Nacht. Wie ein bleierner Kranz lag es um seine Stirn. Er stand auf, fühlte große Schwäche, schleppte sich mühsam zum Schreibtisch und öffnete eine der Laden. Auf einem eisernen Kästchen, in welchem er Juwelen verwahrte, lag ein weißer Zettel. Allan las:

— Fürchten Sie den Tod nicht. Der Teufel verlängert die Frist auf Jahre und behält sich vor, Sie später zu holen. Sie können sich ruhig weiter der Liebe Ihrer charmanten Freundinnen erfreuen. Ich bitte Sie, den beiden Damen, Miß Daisy und Lady Grace, meine tiefste Ehrfurcht zum Ausdruck zu bringen. Ich erwarte von Ihnen als Gentleman, daß Sie diesen Brief sofort zerreißten, um die beiden genannten Damen nicht zu kompromittieren! Zuletzt wünsche ich Ihnen noch Glück und einen günstigen Abschluß des Petroleumgeschäftes! Freuen Sie sich des Lebens, für welches der bescheidene Teufel nur ein kleines Pfand — Ihre Juwelen — mitnahm.

Tomten Breen, der Meisterdieb der City.

## Novemberabend.

Seitab von des Lebens Lärme  
Mit dem Freund im stillen Zimmer,  
Der Ofen spendet trauliche Wärme,  
Vom kranken Tag durchs Fenster irrt  
Ein letzter müder Schimmer....

Der Engel des Schweigens geht durch den Raum,  
Nun dunkelt alles, wir sehen uns kaum,  
Das Leben ist fern, wir dämmern so hin,  
Und jeder hüllt sich in seinen Traum.

Dominik Müller.

## Aus der politischen Woche.

Ende des englischen Kohlenkonflikts.

Das wichtigste Ereignis der Woche ist wohl die Beilegung des englischen Grubenstreiks. Die Versammlung der Distriktsbelegierten beschloß am 11. November einstimmig, der Exekutive freie Hand zu geben, um mit der Regierung weiter zu verhandeln. Dies auf Grund der Vermittlungsvorschläge, die die Regierung aufgestellt hatte. Die dort niedergelegten Bedingungen sind für die Grubenleute wenig günstig, während die Grubenbesitzer mehr erreicht haben, als anfänglich von ihnen gefordert wurde.

Die Arbeiter willigen ein in eine Lohnkürzung und in eine Arbeitszeitverlängerung; ferner verzichten sie auf ihre Forderung eines nationalen Abkommens und begnügen sich mit Distriktsverträgen. Doch wird ihnen für gewisse sozialhygienische Neuerungen die nationale Garantie zugesichert; auch ist ein Lohnminimum festgelegt; dieses wird 20 Prozent über dem vor 1914 stehen; das Lohnabkommen hielt es 33 1/3 Prozent über den Ansätzen von 1914. Die Arbeits-